



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Der neue Merlin : Novelle : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der neue Merlin.

Novelle von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)



ignor Felice blickte sinnend über den Wasserspiegel hin und verstummte für einen Augenblick. Vor ihm tauchten offenbar andre Bilder auf als die farbigen Wolken, die in der Flut wiederglänzten, und er kämpfte sichtlich mit sich, ob er sich der weichen, mitteilenden Stimmung, die ihn ergriffen hatte, überlassen solle. Feinsüßlich wollte der junge Gelehrte diesen Kampf beenden und sich mit einem herzlichen Dank für die Aufmerksamkeit, die Signor Constantini seinen Landsleuten erwiesen, auf sein Zimmer zurückziehen. Aber mit einer raschen Bewegung wandte sich der Hausherr wieder zu ihm:

Nicht doch, nicht doch! rief er. Ich will Ihnen nicht Rätsel aufgeben — und ich fühle, daß Sie ein Recht haben, mehr zu hören, nachdem ich Ihnen soviel gesagt! Ich war längst geneigt, den Umstand, daß mir durch Ihre Vermittlung ein längst ersehntes, drei Jahrzehnte lang vermißtes Bild meiner unvergeßlichen Gabriella zu dauerndem Besitz verschafft ward, als eine Fügung anzusehen! Es scheint dem Menschen eingeboren, daß er auch ein freigewähltes Loos nicht still bis ans Ende zu tragen vermag, er muß das Siegel seiner Lippen brechen und sich mindestens einem erschließen. Wer weiß, ob ich es, trotz allem, einem meiner Landsleute gegenüber vermöchte. Aber Ihr Gesicht hat mir vom ersten Tage an Vertrauen eingeflüßt, und jede Stunde, die ich mit Ihnen verbracht, hat meine Zuversicht gesteigert, daß Sie mein Schicksal ehren und mein Geheimnis wahren werden, soweit es gewahrt werden muß! Kommen Sie, kommen Sie, Signor Federigo, setzen Sie sich noch einmal nieder, wo vorhin die Dame Ihres Herzens weilte, und lassen Sie mich von Tagen reden, an welche ich seit vier Jahrzehnten jede Stunde gedacht und von denen ich doch zu niemand gesprochen habe, seit mein würdiger Freund Bartolomeo nicht mehr unter den Lebenden wandelt.

Doktor Carstens gehorchte der Aufforderung seines Gastfreundes, er hatte die ehrenden Worte desselben nur mit einem stummen dankenden Blick beantwortet. Signor Felice ließ sich ihm gegenüber nieder. Aus seinem Gesicht war jede träumerische Verschlossenheit verschwunden, die Züge belebten sich, wie Friedrich es nie zuvor angeschaut, und in der Stimme des alten Herrn war mit den Erinnerungen an die Jugend ein jugendlicher Wohlklang erwacht:

Sie müssen verzeihen, mein junger Freund, daß ich nicht ganz so knapp und kurz erzählen kann wie Sie, obgleich meine Geschichte im Grunde viel schlichter ist. Wie Sie schon wissen, stamme ich aus Ragusa, aus einer von den zwei Duzend patrizischen Familien, die ein paar Jahrhunderte lang unsere Stadtrepublik regiert haben, ohne daß darum die Welt viel Rühmliches von ihnen erfahren hätte. Ich bin der letzte, der sich an der Fabel erlauben kann, daß die ragusanischen Constantinis von einem im Purpur gebornen Herrscher von Konstantinopolis abstammen — und daß ich der letzte sei, ward mir früh genug klargemacht. Unsere Familie war während des ganzen vorigen Jahrhunderts, wie alle zur Rektorenwürde der Republik befähigten Familien, mehr und mehr verarmt, wir saßen eben alle in prunkender Dürftigkeit in den verfallenden Palästen, aus denen sich längst der Klienten- wie der Dienerschwarm verloren hatte. Meinen Eltern gaben die kriegerischen Wirren zu Anfang dieses Jahrhunderts, der jähe Wechsel der französischen und der österreichischen Herrschaft den letzten Stoß, ich glaube, daß sie schon zur Zeit meiner Geburt völlig verarmt waren und Mühe genug hatten, sich in der gewohnten Lebensweise aufrecht zu erhalten. Als ich aus dem Kollegium der Benediktiner zu Spalato heimkehrte und die Universität beziehen sollte, erkrankte meine Mutter, wollte mich vor ihrem Ende nicht von sich lassen, und so verstrichen drei Jahre, in denen ich mich, um nicht träumerisch müßig zu gehen, mit der Geschichte und den Altertümern meiner Vaterstadt beschäftigte. Wenige Wochen, nachdem ein stiller Tod die Leiden meiner Mutter geendet, starb auch mein Vater, er erlosch, als wären die kargen sanften Worte, die meine Mutter in ihrer letzten Zeit noch sprach, sein Lebensöl gewesen. Da ich mündig war, trat ich das Erbe meiner Eltern an — und wußte schon nach ein paar Wochen, daß ich ein Bettler oder eigentlich schlimmeres als ein Bettler: ein Mensch mit großen Ansprüchen und einigen hundert Franken Rente sei. Die Gewohnheit der Ehrfurcht vor meinen Eltern war die letzte Stütze des morschen Baues gewesen, jetzt griffen die Gläubiger von allen Seiten zu und beschleunigten den Zusammensturz. Daß ich auch nur die dürftigste Rente behielt, hatte ich lediglich dem Umstande zu danken, daß die kaiserliche Regierung den Palazzo Constantini zu einem Militärhospitale ankaufte, in ganz Ragusa hätte ihn sonst niemand brauchen können.

Sie haben keine Vorstellung davon, junger Freund, wie hilf- und hoffnungslos ein Mensch meines Schlages vor vierzig Jahren war, wie unmöglich es uns

erschien, in freier Thätigkeit eine Existenz zu gewinnen, und wie hart die Verpflichtungen drückten, die unter solchen Umständen ein alter Name auferlegte. Niemand wußte mir etwas andres zu raten, als auf gut Glück die Vaterstadt zu verlassen, was ich ohnehin gethan haben würde. Ohne festen Plan schiffte ich mich nach Venedig ein — der dunkle Gedanke, in Padua mit meinen spärlichen Mitteln irgend welche Studien zu beginnen, welche mir eine Zukunft sichern könnten, schwebte mir wohl vor. Doch zunächst wollte ich die Lagunenstadt sehen, die überall in die Geschichte meiner Heimat und auch in die meiner Familie verflochten war. Wo unsre Erinnerungen von einem ungewöhnlichen Lebenslauf, einem ungewöhnlichen Glück wußten, da schimmerten stets die goldnen Kuppeln von Venedig, alle Wunder hatten sich dort ereignet, und ich ging mit einem Gefühl zu Schiff, als könnte auch mir ein Wunder begegnen. Und wenn keines geschah, so sah ich doch immer die Markusstadt, ich konnte die Gegenwart und mich selbst nicht besser vergessen, und für alle Fälle war ich ja in Venedig auf dem Wege nach Padua. So stieg ich nach einer mehrtägigen Fahrt zwischen den Säulen der Piazzetta ans Land und nahm einen Bettelbuben mit mir, um mich nach San Giorgio dei Schiavoni führen zu lassen, wo sich das Grabmal eines Constantini findet, der auf der venezianischen Flotte gebietet und unter Morosini in der Seeschlacht bei den Dardanellen gefochten hatte. Ich wollte an dem alten Marmor ein stilles Gebet sprechen und danach mit dem Segen des Seehelden meines ungewissen Weges ziehen.

So betrat ich die Kirche und ging umschauend hindurch, um das Denkmal zu suchen, von dem wir eine Zeichnung in unserm Hause zu Ragusa besaßen hatten. Die Kirche schien völlig leer, und ich fand bald, warum ich gekommen war. Erst als ich vor dem Hochrelief und dem Namen Angelo Constantini, Ragusaner, Posto gefaßt, entdeckte ich, daß einige Frauen in der Kirche beteten. Ich kümmerte mich nicht um sie, aber als wenige Minuten später eine junge Dame durch eine Seitenpforte eintrat und geraden Weges zwischen mir und dem Denkmal auf einen Altar mit dem Bilde der allerheiligsten Jungfrau zuschritt, mußte ich wohl auffchauen. Und das Licht, das plötzlich über mich fiel, war so blendend, daß alle meine Züge Staunen ausdrückten. Die junge Dame war in Trauer, ihr Gesicht tiefernt, und doch flog ein Lächeln über die schönen Züge, als sie meine erstaunten Augen und die Lippen wahrnahm, die sich nicht wieder schließen wollten. Meine Blicke folgten ihr nach dem Altar, sie kniete dort so vor den Stufen, daß sie mich nicht wahrnehmen konnte und ich die schlanke schwarzerhüllte Gestalt nur vom Rücken geneigten Hauptes sah. Aber sie mußte es fühlen, daß ich nicht betete und mit verhaltenem Atem auf sie hinstarrte. Nach kurzer Frist erhob sie sich wieder — wie sie mir später vertraut hat, störte die Erinnerung an meine staunende Bewunderung ihre Andacht, und ich sah, wie sie den Schleier fester um sich zog und einen unsichern Schritt von dem Altar hinweg machte. Ich erriet selbst, daß sie ihren Rückweg

an der andern Seite der Kirche antreten wollte. Und dann besann sie sich und schritt doch an mir vorüber, und obschon Platz genug in dem Gange war, trat ich ehrerbietig vor ihr zurück, ihre dunkeln Augen ruhten einen Augenblick forschend auf mir und verboten mir die Stelle, an der ich stand, zu verlassen; ich hätte nicht gewagt, ihr zu folgen, auch wenn ihr Blick nicht so gebieterisch gewesen wäre. Sie haben das Bild Gabriellas gesehen, Signor Federigo, und trotz der Maskentracht, die von einem großen Feste stammt, wohl erkannt, welche Milde und Güte aus den schönen Augen und Zügen spricht — ach eine Güte, viel zu reich, viel zu verschwenderisch für diesen armseligen Planeten, von dem ich, trotz allem, was die Weltweisen sagen, noch immer glauben muß, daß er aus dem Himmel gefallen sei! Ich blieb in San Giorgio zurück, beschaute noch einmal die Helme auf Angelo Constantinis Grabmal und ging davon, als ob ich etwas Großes erlebt hätte, während ich doch nur eine liebliche junge Frau gesehen hatte. Ich strich in einer seltsamen Fassung durch die Gassen Benedigs und trat in viele Kirchen in der thörichten Meinung ein, daß die schöne Andächtige an andern Altären die Gebete fortsetzen könnte, die ich ihr wider Willen gestört hatte. Am Abend gedieh ich seufzend zu dem Entschlusse, nächsten Tages die Stadt zu verlassen, weshalb ich in aller Morgenfrühe von meinem steinernen Ahnherrn in Giorgio dei Schiavone notwendig Abschied nehmen mußte. Ich brauchte lange, lange, ehe mir die Stimmung kam, den letzten Blick auf das Grabmal zu werfen. Und ich zögerte damit wirklich — was doch meine geheimste Hoffnung war — die Stunde heran, in der Signora Gabriella hier zu beten pflegte. Wie sie heute eintrat, schien sie kaum überrascht, mich hier zu finden, aber sie gönnte mir weder ein Lächeln noch eine strenge Miene, nur an einem Stirnfältchen konnte ich wahrnehmen, daß sie in mir einen der Laffen sah, welche die Schleppträger jeder Schönheit sind und jede zufällige Begegnung als die offene Pforte zu einem Abenteuer betrachten. Mir aber war seltsam zu Mute, ich fühlte sehr gut, wie recht die schöne junge Dame habe, mir volle Geringschätzung angedeihen zu lassen, und ich beschloß ganz fest, daß heute, oder besser morgen, die Thorheit, ihren Spuren zu folgen, ein Ende haben müsse — und doch war mirs zugleich, als stünde ich unter einem geheimen Bann und würde mit jedem Augenblick unfähiger, meine Augen und meine Gedanken auf etwas andres zu richten als auf die schöne Betende dort. Ich wich und wankte sonach nicht von meinem Pfeiler in der Kirche, schaute unverwandt auf das andächtig gebeugte schöne Haupt und fühlte bis zum Schmerz, wie Traumbilder durch mein Hirn zogen, jeden Augenblick von der Erinnerung an die Wirklichkeit zerstört wurden und im nächsten Augenblick neu auflebten. Ich sehe Gabriella noch, wie sie sich erhob und in wahrhaft königlicher Anmut vorbeiswebte, und sah auch, als ich mich vor ihr demütig wie ein armer Sünder und doch mit glücklichem Antlitze neigte, daß sie ganz nahe bei mir vorüber schritt. Doch weil sie unverwandt vor sich hinblickte und nur die Sonnenstrahlen

zwischen den Pfeilern von San Giorgio schimmern sah, kam es wie ein Troß über mich; da sie mir keinen Blick gönnte, folgte ich ihr aus der Kirche hinaus und bis nach dem Kanal hin, auf welchem ihre Gondel gekommen war. Und das Glück wollte meinem Troß und dem Gefühl, das mich erfüllte, in jener seltenen Weise wohl, die man in der Jugend einmal oder einigemal erfährt. Der Gondolier der Dame mochte ihre Rückkehr noch nicht erwartet haben und war ein paar hundert Schritte abwärts gefahren, mich aber durchzuckte es wunderbarlich, als ich sah, daß sie betroffen und unschlüssig am Ufer stand. Ob ich gewagt haben würde, diese Gunst der Umstände zu nützen, weiß ich bis heute nicht; im nächsten Augenblicke versuchte sie ein andrer auf seine Weise auszuheuten. Vor Giorgio dei Schiavone wegelagerte zu jener Zeit ein besonders gefürchteter Bettler, gegen den die Heiligkeit des Ortes und die größte Freigebigkeit keinen Schutz gewährten. Er hatte, als Signora Gabriella aus der Kirche trat, ein reiches Almosen erhalten, allein sowie er die junge Frau nach ihrem Gondolier ausblicken sah, stürzte er heran, um sie zum zweitenmale mit einer ungestümen Bitte zu behelligen. Ich nahm wahr, wie sie einen schwachen Abwehrversuch machte, und hörte, daß sie eine gütige Mahnung an den Unverschämten richtete. Ehe ichs hindern konnte, hatte sie ihm noch ein großes Fünffrankenstück gereicht, der Bettler aber, der sein Handwerk aus dem Grunde verstand und den Gondolier der Parini aus der Ferne eilig heranrudern sah, entschloß sich kurz, fiel vor der Bedrängten auf die Knie, raffte den Saum ihres Kleides zwischen seine Hände und suchte die empörte und bestürzte Dame mit einem Schwall flehender Worte zu betäuben, deren jedes eine Lüge war. Daß ich nun hinzusprang, den frechen Gesellen am Kragen zurück- und emporriß, werden Sie natürlich finden — und daß ich meinen Lohn, ein leises: Thun Sie ihm nicht weh! ich danke Ihnen! und einen langen, aufmerksamen Blick aus den schönen Augen sofort in Empfang nahm, brauche ich Ihnen kaum erst zu sagen. Der Gondolier war jetzt für mein Glück viel zu rasch zur Stelle, Signora Gabriella stieg ein und setzte sich in den Kissen langsam zurecht, im Wegfahren grüßte sie noch einmal mit leichtem Nicken, aber ich sah deutlich, daß ihre Augen auch nachher noch prüfend zu mir zurückwanderten, und ich hätte wahrhaftig den Versuch gemacht, der Gondel längs des Ufers zu folgen, wenn mich nicht der Augenschein belehrt hätte, daß dieser Versuch schon am Südrande des Campo selbst an einer grauen Mauer enden müsse. Daß ich aber von meinem Glück berauscht nun jeden Gedanken an die Abreise weit hinter mich warf und mit Eifer nach den nähern Lebensumständen der Dame zu forschen begann, um daretwillen ich in Venedig verweilte, wird Ihnen begreiflich genug sein. Vom Sakristan der Slavonierkirche erfuhr ich, daß Signora Gabriella Parini aus dem Hause Parini-Spinelli stamme, vor zwei Jahren einen älteren Vetter geheiratet habe und nun schon über ein Jahr wieder Witwe sei. Wie eine kaum halbverständliche Sage klang mir die Auskunft ins Ohr, daß die

Schöne, soviel jünger als ich, schon so tiefgreifende Schicksale gehabt habe, ich vermochte mir eigentlich nichts dabei zu denken, da ich unter dem lebendigen Eindruck ihr Erscheinung stand. Ich dankte Gott, daß soviel Armut und Schönheit lebe und daß ihr Licht mir so warm ins Herz dringe! Mehr wußte ich und wollte ich nicht, und als ich gleichen Tages hinging, mir eine Gondel mietete und vor dem Palazzo Parini auf- und abkreuzte, lebte ich nur der Hoffnung, des süßen Gesichts auch außer der Kirche wieder ansichtig zu werden.

Mitten in meinen Träumen empfand ich dabei wiederum tief, wie allein, wie freudlos und aussichtslos ich in einer Welt stand, von deren Art und Wesen ich in meinem Winkel von Ragusa nichts erfahren hatte, und die mir unendlich größer und weiter dünkte, als sie war. Gott weiß es, an jenem Sonnentage, wo ich mich still vor dem Palazzo am großen Kanal wiegte, wäre es mir als ein höchstes Glück erschienen, wenn Madonna Gabriella mir nur ein paar Fragen nach meinem Namen und meinem Schicksal vergönnt hätte. Ich brachte es jedoch nicht dazu, auch nur einen Blick zu erhaschen. Über dem breiten Balkon des Palazzo Parini wölbte sich ein türkisches Zeltbaldach, und Drangenbäume schlossen sich zu einer dichten, dunkellaubigen Wand. Ich starrte umsonst empor und sah nichts als über den hohen Mauern ein Stück blauen Himmels. Und doch stand die Wolke, aus der Glück und Schmerz meines Lebens, unendliches Glück, unendlicher Schmerz, wie Ihr großer Dichter sagt, Signor Federigo, herabfallen sollte, mir schon unsichtbar zu Häupten!

Ich erwachte am Morgen meines dritten Tages in Venedig früh genug und trat zum drittenmale den Weg nach San Giorgio dei Schiavoni an, das Herz schlug mir unruhiger als am Tage zuvor, und ich brachte es heute nicht über mich, die Kirche zu betreten, sondern ging auf den Stufen zwischen ihr und dem Kanal auf und ab. Erst als ich die Gondel herangeleiten sah, deren rote Sammetkissen schon von fern leuchteten, fiel es mir ein, daß es der schönen jungen Dame peinlich sein könne, wenn ich ihr hier vor den Augen ihres Gondoliers und der neugierigen alten Bettler am Platz gegenüberträte. Ich eilte sonach zu der Marmortafel mit dem Namen Angelo Constantini und wollte der ruhig heranschreitenden Signora fest entgegenblicken. Ohne daß ich es wußte, war ich doch wieder in den Schatten des Pfeilers zurückgetreten. Aber diesmal schritt Gabriella Parini nicht an mir vorüber, sondern blieb vor mir stehen und sagte mit einer ruhig ernsten Stimme: Wenn Sie eine Hilfe von mir begehren, mein Herr, warum sprechen Sie nicht? Ich stand erbleichend und wie vernichtet vor der schönen Frau. Ich hatte nicht geahnt, daß mein Auftreten oder gar mein Gesicht meine kümmerliche, wundersame Lage verriet, und noch weniger ahnte ich, daß es weibliche Klugheit sei, die in der einzigen Weise, in der sie sich nichts vergab, ihre plötzlich erwachte Teilnahme an meiner Person bethätigen wolle. Ich gab ihr zur Antwort, daß sich die edle Signora irre und ich keine Hilfe von ihr wolle, ich sei Felice Constantini von Ragusa und aus so

edelm Hause wie sie selbst. Wo ich die Worte in der Hast hernahm, weiß ich noch heute nicht, sie strömten mir zu, und ich brauchte nur wenige Minuten, um der anmutig Lachenden mein ganzes Schicksal zu enthüllen. Ich fand auch den Mut, ganz frei und ruhig in ihre schönen Züge zu schauen, und sah, daß um ihre Lippen ein schalkhaftes Lächeln spielte, während die Augen ernst und unverwandt auf den Bildern zu ruhen schienen, die ich in hastiger Rede vor sie hinbreitete. Und als ich geendet und eben stockend eingestehen wollte, was mich gestern und heute hierhergeführt, da fiel ein Blick auf mich, welcher mir die berebten Lippen wieder schloß. Aber zu gleicher Zeit sagte Gabriella: Ich bitte Sie um Verzeihung, Signor Felice. Ich sollte Sie einladen, wenn Sie noch in Benedig bleiben — leider verbieten mir aber jetzt die Umstände, Gäste im Hause Parini zu empfangen. Ich erführe jedoch gern noch von Ihren Schicksalen, und wenn Sie morgen noch hier bleiben, so würde ich Sie bitten, mich auf einer Fahrt zu begleiten, die ich zu einem alten geistlichen Freunde unsers Hauses thue, der jetzt Priester auf Torcello ist. Ich fahre von hier aus mit meiner alten Gesellschafterin, der ich sagen werde, daß ich Sie zur Mitfahrt eingeladen habe! Heute bitte ich Sie, mich hier allein zu lassen, ich möchte nicht wie gestern nur zum Scheine dort knien!

Und dabei strahlte eine so süße Milde aus ihrem Gesicht, und ich war mit einem Schlage ihrer Teilnahme so gewiß, daß ich mich vor ihr neigte wie vor einem Madonnenbilde und gehorsam aus der Kirche hinaus ging, mich auch überwand, nicht von fern nach ihrem Weggang und ihrer Gondel zu schauen. Ich weiß nicht, wie ich den Tag und die folgende Nacht äußerlich verbracht habe. In wachen Träumen natürlich — und doch hätte ich mir meine Träume schwer deuten können! Tausend lichte Möglichkeiten des Daseins, die seither nie durch meinen Sinn gegangen, gaukelten jetzt vor mir auf und ab, und inmitten aller dieser Möglichkeiten stand die eine Gewißheit, daß ich stundenlang neben Gabriella Parini verweilen würde. Bald dünkte es mich, daß ich ein zweites so strahlendes Glück nie erleben könne, bald wogte mein Blut in ungestümen Wellen, und ich rief mir zu, daß der kommende Tag nur die goldene Pforte zu tausend gleichen Tagen sei. So schritt ich über das Pflaster des Markusplatzes und sah dankbar zu dem geflügelten Löwen auf der Säule empor; er trug offenbar auf seinen Schwingen noch immer märchenhafte Schicksalswendungen daher!

Wir fuhren andern Tages nach Torcello, und ich saß Signora Gabriella gegenüber und tauchte gleichsam im Licht ihrer Augen unter und antwortete auf die Fragen, die sie an mich richtete. Mein ganzes eintönig stilles Leben in meiner Vaterstadt lag offen vor ihr, ich dachte nicht daran, daß ich mit meinen Erzählungen der holdseligen, klugen Gabriella auch meine ganze Seele öffnete. Auf ihren schönen Zügen nahm ich eine Bewegung wahr, welche ich ihrem Mitleid mit der dürftig engen, leidvollen Vergangenheit zuschrieb, die hinter mir lag. Ich war noch ohne Ahnung, daß die schöne, stolze junge Frau, die einzige Erbin des großen Hauses Parini-Spinelli, unendlich mehr Mitleid bedürfe und verdiene als ich. Ich sollte bald von Schmerzen erfahren, gegen welche die trübe Ode meiner Jugend und meine äußere Ratlosigkeit nichts bedeuten wollten. An jenem Morgen freilich, an dem ich dies Eiland zuerst betrat, auf welchem ich so tief Wurzeln schlagen sollte, blieb mir die traurige Miene, mit der Gabriella Parini über den Flutspiegel hinweg und auf die entschwindende Stadt zurückschaute, so unverständlich wie manches kurze flüchtige Wort, das

die Schöne mit ihrer alten, sonst schweigsamen Begleiterin wechselte. Es war ein blauer, stiller Frühlingstag, von der Adria her kühlte ein frischer Meerhauch die heißen Wangen Gabriellas, und über Torcello schwebte eine lichte Wolke. Keinen Augenblick jenes Morgens habe ich je aus dem Gedächtnis verloren, und ich sehe alles, alles — den Sonnenstrahl, welcher über die schlanke Gestalt meiner schönen Begleiterin auf die roten Kissen herabfiel und die Wassertropfen am Ruder des Gondoliers weithin funkeln ließ! Als wir hier ans Land stiegen, wußte ich, daß ich ihr kein Fremder mehr sei, und als wir zusammen nach San Fosca schritten, bat sie mich, bei ihrem alten Signor Bartolomeo, dem Priester, der einst Lehrer und Kustode der Sammlungen im Hause Parini gewesen sei, zurückzubleiben. Sie wolle mir am Nachmittag eine andre Gondel senden, und inzwischen freue sich Bartolomeo darauf, daß ich sein Gast sein werde.

Erst als sie längst nach der Stadt zurückgekehrt war und als ich mit dem hochwürdigen Bartolomeo bei einem schmalen, aber vergnügten Pfarrereffen saß, ging mir auf, weshalb sie mich hier zurückgelassen. Von dem Priester konnte ich alles vernehmen, was zu wissen mir frommte. Und ich vernahm denn auch, daß Gabriella Parini von Jugend auf das unselige Geschick gehabt habe, von armen Bettern umworben und bedrängt zu sein. Alle Zweige ihrer Familie, mit Ausnahme dessen, dem sie selbst als letzte Erbin angehörte, waren beinahe so arm wie ich selbst! Dem Wunsche ihres Vaters folgend, hatte Gabriella den erträglichsten unter den vermögenslosen Bettern geheiratet. Sie war, wie der Prete vorsichtig andeutete, darüber unglücklich — sehr unglücklich geworden. Und seit kurz nach dem Abscheiden ihres Vaters ein früher Tod ihres Gemahls ihr unerwartet die Freiheit zurückgegeben hatte, waren ihre Tage bedrängter als je geworden. Die dürftigen jungen Nobili hielten sie wie mit einem eisernen Ringe umschlossen. Sie haßten sich untereinander, und jeder beneidete im voraus den Better, welcher Signora Gabriellas Hand davon tragen würde. Sie überwachten argwöhnisch jeden Schritt und jeden Blick ihrer schönen Base, sie hatten sich in ihrem Palast förmlich heimisch gemacht und waren unter sich stillschweigend übereingekommen, daß die reiche Verwandte weder Wittve bleiben noch einem Manne außer der Familie die Hand reichen dürfe. Sie wußten wohl, daß sie keinen Zwang üben konnten, welcher der Welt ersichtlich geworden wäre, aber sie zählten auf den stärkeren stummen Zwang, der in den täglichen Gewohnheiten und Umgebungen, in der Begrenzung des persönlichen Verkehrs, in der fortgesetzten Rücksicht auf einen Familienkreis liegt. In dieser Zuversicht bedrängten sie die schöne Verwandte mit ihren Hoffnungen und Wünschen. Gabriella erwehrte sich der ausgesprochenen und unausgesprochenen, jedoch unablässigen Werbungen mit Mühe, sie wollte nicht zum zweitenmale dem tiefen Elend einer Ehe anheimfallen, wie ihre erste gewesen war. Mit jedem Tage wurde ihr das schwerer, und fortgesetzt wuchs das Ungeßüm der Bewerber. Mein vierundzwanzigjähriges Blut erhitzte sich bei jedem Wort dieser wehmütigen Erzählung Bartolomeos mehr und mehr. Ich leistete im stillen tolle Schwüre und vergaß mich zu fragen, welche Mittel mir zu Gebote stünden, um die holde angebetete Frau von ihrem Freierschwarm zu erlösen. Ich glaube, daß ich träumte, die Bettern, von denen ich noch keinen erblickt, nacheinander zu beleidigen und sie alle vor meinen Degen zu fordern.

(Schluß folgt.)